

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



17. Jahrgang 1917.

575 575 575 575 575 575 575 575 575 575 575

Nr. 4.

„Zu Ostern“

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Unch das Schloß Montferrand „irgendwo im Westen“ ist ein Opfer des Krieges. Der alte Rokobau, der sich einst hochmütig und wetterfest auf dem Hügel über einer weiten, von regellosen Gruppen mächtiger Eichen gesprenkelten Rasenfläche erhob, ist heute zur Hälfte eine Ruine. Als der Kampf um das Dorf X tobte, fielen deutsche Granaten und französische Schrapnells in das zwischen den Stellungen der Gegner liegende Gebäude. Sie rissen tiefe, von aufgedeckten roten Ziegelsteinen blutende Wunden in die Mauern, die noch zur Glanzzeit des alten Frankreich gefügt wurden. Ein ganzer Flügel wurde durch die erbarmungslose Wucht des Artillerieduellens in eine Wüste von Schutt verwandelt, aus der von rissigen Capeten umflatterte Feuermauern und freistehende Kamine wie das Gerippe eines vorsintflutlichen Riesentieres in die klare Luft ragen. Ein großer, einst gedämpft und behaglich eingerichteter Raum, allem Anschein nach früher das Arbeitszimmer des Schlossherrn, wurde durch eine Granatenexplosion mitten durchgeschnitten. Aber die Hälfte des Fußbodens ist noch erhalten, gestützt von den Deckenbalken des Erdgeschosses, und man sieht von der Wiese her den Schreibtisch, der hoch zwischen den Ecken des Gemäuers steht, Wind und Regen ausgesetzt, jeden Augenblick bereit, über die Kante des geborstenen Parketts herabzustürzen. Es ist ein merkwürdiger Anblick um dieses seiner Abgeschlossenheit beraubte Zimmer, in das der Krieg geradewegs hereinstürzte, in voller Hast, ohne verweilen zu können und um diesen Schreibtisch, der zwischen den Mauern zu schweben scheint. . . .

Der Mitteltrakt des Schlosses aber blieb wunderbarer Weise erhalten. Und nachdem die deutschen Truppen über das Dorf X weitergedrungen waren, wurde in den Resten des Stammhauses der Grafen von Montferrand ein deutsches Etappenlazarett errichtet. Jetzt ist der große Festsaal mit den bis zum glatten Estrich herabreichenden Fenstern in eine Krankenstube verwandelt, Feldbetten stehen in Reih' und Glied zwischen den halb getäfelten, halb mit einer goldroten Brokat-Capete bespannten Wänden, und die schwebend um den Sims gemalten Amoretten lächeln unverändert auf die verwundeten Soldaten herab, stumm und objektiv, als habe sich nicht das Geringste verändert, als sei in den vielen, vielen Jahren, die sie nun schon das Gesims zieren, nichts geschehen, als habe sich nichts gewandelt seit jener Zeit, da in dem Kerzensimmernden Saal Damen in raschelnden Roben und Herren mit zierlichen Degen und Spizengabots sich zu den abgezikelten Klängen eines Menuett-Quintetts über den spiegelnden Estrich bewegten.

Nichts ist absonderlicher als dieser Saal, dessen dem milden Gruß der Vorfrühlingsluft geöffnete Fenster das Echo des Feuers von der Front wie ein fernes Donnerrollen hereintönen lassen, dieser Saal, in dem das Rokoko und die blutige Gegenwartsmusik des Jahres 1916 einander begegnen, in dem fiebernde deutsche Soldaten und lächelnde französische Amoretten einander ins Antlitz blicken. . . .

Der Arzt, dessen sorglicher Leitung dieses seltsamste aller Lazarette anvertraut ist, lebt nun schon seit Monaten in dieser Umgebung der poetisch-tragischen Gegensätze. Er ist ein noch junger Mann, in Zivil ein trotz seiner Jugend bereits bekannter Nervenarzt. Eigenartig und gegensätzlich wie die Ortlichkeit ist auch das Dasein des Arztes, der zwischen den leichtfertig-bunten Seidentapeten die Wunden heilt, die der wütende Streit an dem mehrere Kilometer entfernten Frontabschnitt schlägt. Der Tag und ein großer Teil der Nacht sind von ununterbrochener Arbeit erfüllt. Jede Woche bringt neue Verwundete, Freund und Feind oft bunt durcheinander, die soweit hergestellt werden müssen, um die Strapazen der Weiterfahrt aushalten zu können. Manch einer aber sieht die Welt außerhalb des Schlosses nie wieder. Die Toten werden auf dem weiten, vom Sonnenschein gebadeten Wiesengrund bestattet, der sich allmählich in einen rührend einfachen Friedhof verwandelt.

Zur Abendmahlzeit aber, zwischen dem Sonnenscheiden und dem ersten unstätigen Strahl des Mondes, lebt der vielbeschäftigte Arzt eine Stunde der Ruhe und Erholung. Dann wandert dieser in den langen Kriegsmontaten schweigsam gewordene Mann, der die Leiden des Körpers und der Seele kennt und tagtäglich von neuem studiert, zwischen den Ruinen umher. Manch einsamen Abend verbringt er, auf einer umgestürzten Säule sitzend, zwischen dem alten Gemäuer, das wohl viel zu erzählen wüßte, wenn Steine reden könnten. Dann blickt er oft zu dem entblößten Rest des Arbeitszimmers empor, und das Dämmerlicht, das hoch droben über dem gespenstisch zwischen Schatten versinkenden Schreibtisch schwebt, scheint ein Geheimnis zu bergen, das zwischen Himmel und Erde ruht, zwischen der eindringlichen Wirklichkeit des kampfgespülten Erdreichs und dem ewig stillen Frieden des ins Unendliche sich wölbenden Firmaments.

Diese Stunden der Ruhe sind dem Arzt zu einer lieben, unentbehrlichen Gewohnheit geworden. Ein merkwürdiges, unerklärliches Empfinden ergreift ihn immer wieder an dieser Stelle, die die widerstrebendsten Gedanken und Gefühle aufwachen läßt. Es ist die Ahnung, als sei hier die Geschichte der Grafen von Montferrand verborgen, die die Sturzwellen des Krieges vertrieb.

Es ist schon wärmer zwischen den Büschen und Bäumen; der Frühling haucht durch die Landschaft — ja, wahrhaftig, morgen ist wieder Ostern, zum zweiten Male seit Kriegsausbruch. . . .

Der Arzt hat im Saale die letzte Tagesrunde gemacht. Die grangelkeideten Schwestern schließen mit vorsichtigen Händen geräuschlos die Fensterflügel, die Vorhänge dämpfen das blendende Rot des Sonnenuntergangs.

Aber den Schutthaufen des zerstörten Schloßflügels aber tanzt ungehemmt das Abendgold, als wollte es mit seinem Osterglanze die Vergangenheit wieder neu beleben. Und als der Arzt zu der querliegenden Säule gelangt ist, die ihm Abend für Abend als Ruheplatz dient, hemmt er unwillkürlich den Schritt: auch in diesem Winkel der Erstarrung hat noch einmal Bewegung sich gezeigt, — die geborstene Decke des Arbeitszimmers ist durchgebrochen, der Schreibtisch auf den Schutt herabgestürzt. Die Laden des Tisches sprangen beim Anprall des Falles auf, und ihr Inhalt liegt zwischen Mauerbewurf und Tapetensegen zerstreut, halb verborgen zwischen den ersten Grashalmen, die auch hier mit hellem Grün emporsprießen.

Lange blickt der Arzt sinnend auf die Papiere, Briefe und Notizhefte, die nun dem Wehen des Windes ausgesetzt sind, der sie nach allen Richtungen entführen wird. Was mögen diese Papiere enthalten? Können sie die Geschichte des Geschlechts, das hier hauste? Sind sie Boten vergangener, schönerer Tage?

Noch steht der Arzt nachdenklich an derselben Stelle, als von der Turmuhr der Dorfskirche acht Schläge herüberschallen. Acht zitternd verhallende Schläge, die wieder zur Pflicht des Dienstes zurückrufen.

Als der Arzt sich zum Gehen wendet, stößt sein Fuß an ein dem Schreibtisch entfallenes Päckchen. Er hebt es auf und mustert es in der einbrechenden Dunkelheit: es sind Briefe in weißen Umschlägen, der Form nach Frauenbriefe, und zu oberst liegen zwei Photographien, mit der Rückseite nach außen, überkreuzt von einem schmalen, blauen Bande, das das ganze Päckchen eng umschürt.

Nach beendigter Nachtrunde, als der Arzt seinen Schlafraum aufgesucht hatte, hält er noch immer das Päckchen in Händen, das der Zufall ihm vor die Füße warf und ihn ohne bestimmte Absicht, in einer Art halben Bewußtseins, mitnehmen ließ. Und beim Schein der Kerze auf dem Nachttisch schnürt der Arzt langsam das Paket auf. Behutsam legt er das blaue Band auf die Tischplatte, ein zarter Duft entströmt den lose auseinanderflatternden Briefen. Und dann beginnt der Arzt zu lesen. Fast gedankenlos zu Anfang, doch je mehr er sich in die Heilen vertieft, desto eindringlicher wird er von ihrem Inhalt umspinnen. Es sind Liebesbriefe, an den jungen Grafen Raoul von Montferrand gerichtet, der als Artillerieleutnant auf der anderen Seite kämpft. Die Schreiberin zeichnet Yvonne, ohne Familiennamen, und der Inhalt läßt unschwer erkennen, daß sie des jungen Grafen Braut ist. Die beiden Bilder zeigen den Grafen und das junge, von krausem Haar umrahmte Gesicht der kleinen Yvonne.

Es ist ein ganzer Liebesroman, der sich zwischen diesen verstaubten Blättern entrollt, alltäglich und doch süß, wie alle Liebesromane in aller Herren Länder. Die letzten Briefe sind bereits nach Kriegsausbruch datiert, und der allerletzte schließt mit den Worten: „Stündlich denke ich an Dich, Raoul, in jeder Minute sind meine Gedanken bei Dir. Wann werden wir uns wiedersehen, wann werde ich Dich umarmen, wann wirst Du mir gehören, wann wird all dies ein Ende finden! Nun ist es bald wieder Frühjahr Raoul, vielleicht wird zu Ostern alles beendet sein, vielleicht bin ich zu Ostern bei Dir! Nur daran will ich denken, nur davon will ich träumen. Raoul, Geliebter . . . zu Ostern . . .“

— Darunter das Datum: „Februar 1915.“

Noch hält der Arzt das lose Blatt in der herabsinkenden Hand, als im Hof der knatternde Lärm von Automobilmotoren hörbar wird und auf der Treppe Schritte hallen.

Es ist ein Transport von der Front, ein Transport neuer Verwundeter.

Gleich darauf schreitet der Arzt durch den Hof. Zwischen den grauen Sanitätsautomobilen stehen die Bahren mit den wunden Kriegern, deren Uniformen schwarz sind von Schmutz und Nässe. Auch einige Franzosen sind darunter, blaß, abgezehrt, stöhnend.

Nun setzt sich der Zug der Krankenträger mit den Bahren über die Treppe zum Saal in Bewegung. Am Treppenaufgang steht der Arzt, grell beleuchtet von einer Fackel, die auf die vorübergetragenen Verwundeten zuendeckende Lichtreflexe wirft. Doch plötzlich, vor der drittletzten Bahre, gebietet der Arzt Halt. Er betrachtet den Verwundeten, dessen aschfahles Gesicht in der Fackelbeleuchtung geisterhaft beweglich erscheint. Es ist ein Franzose, nach der Uniform Leutnant der Artillerie. Der Arzt beugt sich hinab, dann schließt er einen Augenblick die Augen. Er hat in dem todbleichen französischen Leutnant den Mann erkannt, den die Photographie droben in der Schlafstube zeigt. Es ist der einstige Herr dieses Schlosses, der Graf Raoul von Montferrand

Am sieben Uhr morgens, als die Glocken des Dörfchens den Ostersonntag einläuten, bewegt sich ein stummer Zug von dem Schloß zu dem in einen Friedhof verwandelten Rasenplatz. Raoul von Montferrand wird zur letzten Ruhe getragen. Die deutschen Soldaten schießen den Grabfalu. Dann ist die kurze Feier, die im Kriegsgebiet die Bestattung von Freund und Feind begleitet, zu Ende.

Doch bevor die Grube zugeschüttet wird, beugt der Arzt sich über den dunklen Schacht. Er streut ein Päckchen Briefe über den Toten, zwei verbogene, ungerahmte Photographien, zuletzt weht ein blaues Band in das Grab. Und als die Erdschollen hinabpoltern, flattert in dem Luftzug noch einmal der Brief empor, der den Schlußsatz trägt: „Zu Ostern . . .“ Dann ist alles vorbei. Aus einem frischen Hügel ragt ein frisches Kreuz.

Und während die Gruppe, deren Beschluß der Arzt bildet, wieder den Hang zum Schlosse emporsteigt, klingen vom Dorf die Glocken herüber, zur Feier der Ostermesse. . . .

Kriegsbilder aus dem Orient.

Von Oskar Seelig.

(Nachdruck verboten.)

An der Seite meines Freundes H. sah ich auf der Motororajine, die mit steigender Fahrt zu Tal ratterte. Mit der Durchquerung des ersten kurzen Tunnels fuhren wir in die Schlucht ein. Steil ragen rechts und links die felswände empor. Alte Uferlinien und seltsame Erosiargebilde kann man bis zum Kamm der Ostabhänge verfolgen. Eine Arbeit des Wassers zeigt sich hier, die zeitlich zu verfolgen unser Begriffsvermögen ver-

sagt. Immer wilder wird die Schlucht, bleibt aber an der Sohle noch breit genug, um neben dem Fluß für Fußweg und Eisenbahn genügend Raum zu lassen. Hinter dem fünften kleinen Tunnel öffnet sich die Schlucht zu einem breiten Tal. . . .

Zwischen einem Gewirr von Eisenbahnwaggons wurde ausgestiegen und über Haufen von Acheisen, Nieten, Muttern, Eisenbändern, von Brennholz mühten wir klettern, um

Kehle und Nacken und hinderte ihn im Weiterlaufen. Mit einem wilden Satz drängte er sich vorwärts, überschlug sich und blieb zappelnd liegen. Es dauerte nur wenige Minuten, dann war er tot. Beinahe sah es wie ein Selbstmord aus. Aber es war eine der Schlingen, die der Bahnwärter in seinem Obstgarten ausgelegt hatte, um den Baumfresser zu erwischen, der ihm die jungen Obststämme benagt hatte.

Der arme Kappel! Er hätte wirklich nicht der Verzweiflung anheimzufallen brauchen. In den Gärten eines Armen legen auch gewandtere Hasen, als er einer war, keine Ostereier. Es gelingt dort einfach nicht. Beim besten Willen nicht. Ort und Stunde sind dort niemals günstig.

Aber er hatte ein gutes Herz. Kamen die Kinder des Bahnwärters zu keinem Osterei, so kamen sie doch zu einem Osterbraten.

Der Katermorgen.

Eine Humoreske von Michael Cbarol, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Donnerwetter! Ja, ja, ja! . . . Klopfen Sie doch nicht so, als ob die Welt unterginge. . . . Ich bin ja nicht taub!"

"Es ist spät!"

"Weiß ich selber! Ich muß aufstehen? — Weiß ich auch!"

"Um 8 Uhr im Bureau sein!"

"Schon gut! Ja! . . . Na, endlich ist sie weg."

Brrr! sind das Kopfschmerzen! Als ob jemand 'n Reif drumgelegt hätte. . . . Und so'n mieses Gefühl im Magen. Herrgott! . . . Aber schön war's doch diese Nacht. Donnerwetter, war das lustig. . . . O, wie der Schädel brummt! Zum Umfallen. . . . Und die verfluchte Wirtin. . . . Nicht mal ein Viertelstündchen ruhig schlafen läßt man einen."

Mein Blick streift die Uhr: Punkt 7! Ich beginne zu rechnen: „Wenn ich schnell mache: anziehen — 10 Minuten. (Ist das schön, im warmen Bett zu liegen.) Rasieren — 10 Minuten. (Und das Wasser ist eiskalt.) Frühstück — 5 Minuten. (Wenn ich nur noch etwas schlafen könnte.) In die Fabrik fahre ich: macht — 10 Minuten. Zusammen 35 Minuten. (Ein Königreich für ein paar Minuten Schlaf.) Um 8 Uhr muß ich dort sein. Also noch 25 Minuten übrig. . . . Und da macht mir die Wirtin so einen Spektakel. Der Teufel soll sie holen! Ich schlafe!"

"Schon wieder, was ist denn los? Ach so! Ja, ja! Ich bin ja schon längst auf! Lassen Sie mich doch endlich in Ruhe mit Ihrem verflügten Klopfen. Ich bin ja schon auf! O, Gott, wie mir der Schädel brummt. Aber fein war's doch."

Ich schaue auf die Uhr: „Donnerwetter! Schon gleich $\frac{1}{8}$. Die verdammte Wirtin konnte mich doch wahrhaftig etwas früher wecken. Ist das eine Wirtschaft. Aber ich schaff's noch, nur Eile."

Mit Ausbietung meiner gesamten Willenskraft werfe ich die Decke ab und springe, trotz meins in allen Tönen brummenden Schädels, gleichzeitig mit beiden Füßen aus dem Bett. „Uuh! Uuh!" Mein linker Fuß trifft den eiskalten, eisernen Stiefelknecht, der einen abkühlenden Strom mir durch die Glieder sendet. In die Sohle des rechten Fußes bohrt sich der gestern nachlässig hingeworfene Schuhknöpfer hinein. Schon ist meine Unternehmungslust vorbei, und ich will zurück ins Bett. Aber beide Beine gleichzeitig in die Luft zu heben, geht über meine Kraft. So befreie ich denn zuerst den bedrängten rechten Fuß, und mein ganzes Gewicht ruht einen Augenblick lang auf dem Stiefelknecht, der erneute, verstärkte Kältewellen in meinen Körper hineinströmen läßt. Mich schüttelt's vor Frost, und das genügt, — der Stiefelknecht kippt um. Und ich flippe mit. Mit einer unheimlichen Wucht fährt meine Schulter gegen die scharfe Kante des Schrankes und gleichzeitig zerdrücke ich sanft mit dem Knie einen Kragenknopf, während meine Hände vergeblich nach einem Halt suchen.

Das ist zuviel. . . . Fluchend springe ich auf. . . . Und die Hängelampe liegt in Scherben auf dem Boden.

Das beruhigt mich ganz plötzlich. Denn nun weiß ich, daß ich in einen Komplott meiner Sachen gegen mich

geraten bin; meiner Sachen, deren Seele Schlechtigkeit und deren Geist Widerspruch ist. Und die Ruhe ist das einzige Mittel dagegen.

Also wurde ich ganz ruhig und beschloß, daß eher alle Gegenstände aus Wut über mich in Scherben gehen sollen, als daß ich mich über sie ärgere. Und wirklich ging das Anziehen jetzt glatt von statten, einige kleine alltägliche Zwischenfälle natürlich ausgenommen. Wie etwa, daß ich beim Stiefelsuchen unter dem Bett mir eine Kopfschule zuzog, mir die Finger klemmte, als ich die Hosen aus dem Halter herauszog, die Weste zweimal falsch zuknöpfte und andere Kleinigkeiten zu überwinden hatte, die zusammen etwa eine Viertelstunde beanspruchten.

Jetzt kam aber die Hauptsache. Ich stand vor dem Apparat, der die Seele aller Verschwörungen gegen mich war, und der es oft auf eigene Faust unternahm, mir die Laune zu verderben, kurz, das war der Rasierapparat. Das verfluchte Instrument, bei dessen Gebrauch ich täglich 20- bis 30mal das schöne Gefühl des Haarausreisens und manchmal auch des Schneidens zu überstehen hatte.

Doch gegen 8 Uhr war ich auch damit fertig. Nun kam noch das letzte Kapitel des Anziehens: das Krawattenbinden bei einem Stehuhmlegtragen. Ich knöpfte den Kragen zu und zog an der Krawatte. Sie rührte sich nicht. Ich zog stärker. Sie trachtete an den Nähten, aber — sie rührte sich nicht. Ich zog aus allen Kräften. Sie zerriß. Ich wählte eine stärkere und zog. . . . Der Kragen schnitt in den Hals, die Krawatte hing bald wie ein Strick herunter, aber sie saß fest wie angenagelt. Ich zog wieder mit ganzer Kraft. Mein Gesicht wurde rot, die Nerven schwellen an, die Krawatte trachtete, doch — sie war gelockert. Erleichtert atmete ich auf.

Jetzt noch schnell frühstücken, und ich war fertig. Der Kaffee war vom Stehen lauwarm geworden. Bei meinem Kater dieses Gebräu hinunterzugießen. Das ging über meine Kräfte. Und erst die Butterbrötchen. Ja, wenn ein Rollmops zwischen wäre — so aber: Brrr!

Und so lauf ich denn ungefrühstückt, mit brummendem Schädel und knurrendem Magen hinaus. Die Elektrische geht mir natürlich vor der Nase weg. Aber ich laß mich heute absolut nicht ärgern, und warte auf die nächste. Im Warten fällt mir ein, daß mir etwas fehlt. Aber was? Trotz allen Nachdenkens kann ich nicht darauf kommen. Es wird ja nichts Wichtiges sein, tröste ich mich und will schon in den herankommenden Wagen steigen, aber er ist — überfüllt. „Natürlich," denke ich und beginne ein wütendes Rennen nach der Fabrik. Wie ich atemlos und abgeheht vor dem Ziel bin, überholt mich der nächste Wagen — ganz leer. . . . Aber ich laß mich nicht ärgern.

Ich nehme meine ganze Ruhe zusammen, trete würdevoll mit dem Schlag $\frac{1}{9}$ ins Bureau und renne dem Chef in die Arme, der mich wütend anschreit: „Wie lange soll ich noch auf Sie warten? Zum Teufel noch einmal! Ich habe Sie doch um 8 Uhr zur Bücherrevision bestellt!"

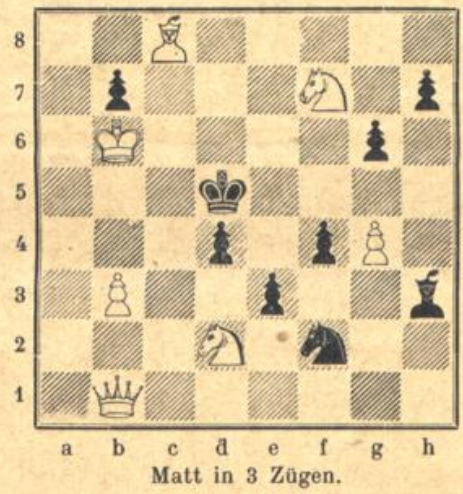
Und im selben Augenblick weiß ich, was mir fehlt: Ich habe die Revisionsbücher vergessen!

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatts“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Redigiert von H. Diefenbach.

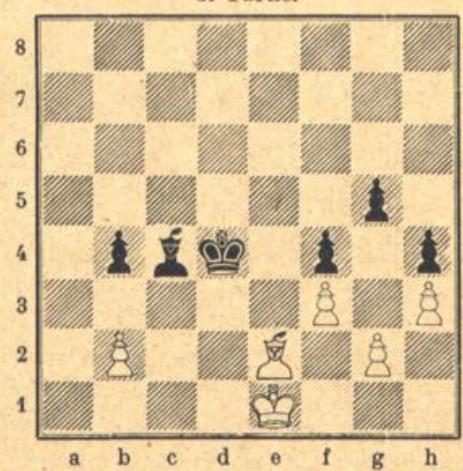
5. A. Kraemer. (Original.)



6. A. Wallfisz in Wiesbaden. (Original.)

Weiß: Kc8, Lg3, Sg7, Ba5, b4, d3, g5.
Schwarz: Kc6, Bb5, d4.
Matt in 3 Zügen.

3. Partie.



Weiß: A. Wallfisz. Schwarz: Dr. C. Hartlaub.

In einer am 14. 10 1917 im Kaffee Maldaner in Wiesbaden gespielten Partie kam es zu obiger Stellung mit Schwarz am Zuge. Es wurde nun ziemlich schnell wie folgt gespielt:

- | | | | |
|------------|------|--------|-------|
| 1. | Le2: | 4. Kc1 | Ka2 ♘ |
| 2. Ke2: | Kc4 | 5. Kc2 | b3 † |
| 3. Kd2 | Kb3 | 6. Kc3 | |

und Weiß gewinnt. Wir gingen darauf nochmals von der Diagrammstellung aus, Schwarz zog Le6, Weiß antwortete mit Kd2 und nach längerem Hin- und herziehen kam es wieder zu derselben Stellung, worauf die Partie remis gegeben wurde. Schwarz kann jedoch wie folgt gewinnen:

- | | | | |
|-------------|----------|-------------|----------------------------|
| 1. | Lc4 : e2 | 5. Kc1—c2 | Ka2—a1! |
| 2. Ke1 : e2 | Kd4—c4 | 6. Kc2—b3 | (Kc1 hilft |
| 3. Ke2—d2 | Kc4—b3 | | nichts wegen b4—b3 und auf |
| 4. Kd2—c1 | Kb3—a2 | b2—b3 folgt | Ka2) |

- | | | | |
|-------------|----------|--------------|----------|
| 6. | Ka1—b1 | 10. Kd4—e4 | Kd2—e2 |
| 7. Kb3 : b4 | Kb1 : b2 | 11. Ke4—f5 | Ke2—f2 |
| 8. Kb4—c4 | Kb2—c2 | 12. Kf5 : g5 | Kf2 : g2 |
| 9. Kc4—d4 | Kc2—d2 | | |

und gewinnt, z. B. 13. Kf4 : Kh3 : 14. Kg5 Kg3, 15. f4 h3 16. f5 h2, 17. f6 h1 D, 18. f7 Dh8 (Dc1, Kg6 führt zu remis) usw. A. W.

Auflösungen.

3. A. Kraemer (Ka4, Ta6, d4, Lb3, Sb5, c7, Ba3, c6, f7, Kc5, Tc1, f2, Lh3, Sg2, h2, Ba4, e3, e6. 2er). 1. Te4.
4. F. Dubbe (Kh4, Db4, Sa4, g4. Ke4, Sd4. 3er). 1. Dc4, Kf5; 2. Df7†, Ke4; 3. Sc5 matt. 1. . . . Kf3; 2. Df1†, Ke4; 3. Sc3 matt.
Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., A. Dl. und K. R. in Wiesbaden, J. M. in Erbenheim und K. Schwartz in Fulda.

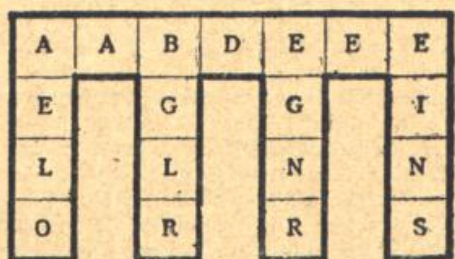
Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus den Silben: a, ang, as, ber, dieb, dom, erk, go, ho, ho, i, kra, lin, lu, ne, ne, ner, ni, pi, si, so, trat, u sind 9 Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. Fluß in China, 2. Ortschaft im italienischen Kampfgebiet, 3. Chemisches Produkt, 4. Verbrecher, 5. Deutsche Stadt, 6. Futterpflanze, 7. Biblische Stadt, 8. Russische Provinz, 9. Deutsche Stadt. Die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter, beide von oben nach unten gelesen, bezeichnen einen Triumph der deutschen Technik.

Kammrätsel.



Die Buchstaben in obenstehender Figur sind derart umzustellen, daß die Zähne Worte ergeben, welche bedeuten: 1. Säugetier, 2. Erzählungsform, 3. weiblicher Name, 4. Metall. Der Rücken des Kammes ergibt dann eine für die Schifffahrt sehr gefährliche Naturerscheinung.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 3.

Bilderrätsel: Ein Adler fängt keine Fliegen. — **Silbenrätsel:** Meter, Allahu, Chrom, Kreta, Ente, Nauen, Sinai, Elbe, Norwegen; Mackensen, Rumaenien. — **Rösselsprung:** Hurra! Zur See steht Deutschland jetzt in Achtung und Respekt. Weh dem, der sein Gebiet verletzt und finstre Pläne heckt, der feindlich naht dem deutschen Strand mit Flottenübermacht. Von Memel bis nach Helgoland steht treu die Meereswacht.

auf den Weg zu gelangen, der uns zu dem hübsch am Abhang gelegenen Kasino führte. Von der Veranda hatten wir einen guten Überblick. Zur Rechten und Linken liegen die Wohnungen der Arbeiter. Ein ganzer Ort ist hier entstanden. In einer Art Basarstraße, wie sie sich in jeder türkischen Ansiedlung entwickelt, konnten wir Fleischer, Tischler, Schuster, Schneider und Schlosser bei der Arbeit sehen. Das größte Gedränge war natürlich bei dem Bakel (Krämer), der alles zu verkaufen hatte, von der Olive bis zum Edelstein. Dazwischen sind kleine Kaffees entstanden, in denen die Leute ihr Margileh oder den Tschibak rauchten, Würfelspieltische oder ganz einfach Kef (Ruhe) machten, das heißt, mit gekrenzten Beinen sitzen und garnichts denken. Eine angenehme Beschäftigung hier im Süden. Wir gingen durch den Basar. Plötzlich waren wir in einem Strom von hastenden, drängenden Menschen. Das Ohr aber glaubte zum Turmbau zu Babel verkehrt. Deutsch, türkisch, russisch, arabisch, englisch, französisch und armenisch schwirrten durcheinander.

Weiter ging es nun zur Besichtigung der Bahn, die teilweise mit einer unbeschreiblichen Kühnheit gebaut ist. Seitlich wird die Bahn begleitet von dem durch die Schlucht gebauten, zum Teil eingeprengten Bauweg. Millionen hat allein dieser Fahrweg gekostet; denn vor Jahren noch, ehe hier der Bau begann, war ein Eindringen in die Schlucht noch gleichbedeutend mit sicherem Tod in den Fluten des Flusses, der hier in tollen Wirbeln und Stürzen zu Tal braust. An Schönheit und Wildheit kann sich dieser zweite, enge Teil der Schlucht wohl mit jeder Alpenklamm messen. Ungefähr nach 2 km Wegs öffnet sich nach Westen ein schmales Tal, fast nur eine Rinne, in deren Wänden wir hoch oben die Mündung des ersten und die Einfahrt des zweiten Tunnels sehen. Eine Dammschüttung mit Wasserdurchlaß führt die Bahn über dieses Tal. Mühsam arbeiteten wir uns die Geröllhalde hinauf und traten in den zweiten Tunnel ein. Unsicher schwankte das Grubenlicht vor uns her, und kalt drang die Luft durch die dünnen Khakianiformen, die für den heißen Süden berechnet waren. In der Mitte des Tunnels hörten wir ein seltsames Rauschen, und ehe wir uns noch über die Ursache klar werden konnten, brauste ein Regenguß auf uns herab, dem wir nur durch eilige Sprünge nach vorwärts entgehen konnten. Nach kurzer Zeit wird dieses Gesteinswasser den friedlichen Wanderer nicht mehr schrecken, denn schon wird eine Rinne gebaut an der Decke, die das Wasser fängt und an den Wänden abfließen läßt. Am Boden leiten dann zwei weitere Rinnen das Wasser hinaus. Weiter ging es, bis der vom Tageslicht beglänzte Schienenstrang uns silbern entgegenlief und uns das Tunnelende anzeigte. Geblendet von Mittagssonne standen wir bald darauf am Ausgang und sahen über den Ort, der im zitternden Glanz dalag. Friedlich lagen am Westabhang die schmucken Häuser.

Zu Kamel an die Suezfront.

Der Sandsturm war im Abflauen und die Sonne sandte ihre Strahlen schräg aus dem Westen durch einen feinen gelben Staub, als ich marschbereit auf meinen Kameraden und unsere Kamel, die noch zur Tränke gewesen waren, wartete. Während unser Wirt, Herr Eschol Abraham, ein würdiger Nachkomme des alten Abraham, der ja auch einmal an diesem Ort gewesen ist, mir von „den schlechten Zeiten“ vorjammerte, sauste in meinem Kopf ein kleiner Kobold umher, der in der mir bekannten Reiseliteratur vergeblich nach einer Anweisung suchte, „wie benehme ich mich auf dem Schiff der Wüste?“ Da kamen sie auch schon an, die Biester, und mit kühnem Schwertschritt wendete ich mich an mein dunkelbraunes Reittier mit der freundlich gestammelten Bitte, mir nichts zu tun und mich einmal aufsteigen zu lassen. Nun ist so ein Tier sehr dienstfertig, und kaum hatte ich den Sattel mit den Händen berührt, da schmiß es auch schon sein Hinterteil in die Luft, hupste vorne hoch und trabte munter folternd in die Dämmerung, während ich meine Gebeine wieder in

eine aufrechte Lage brachte. Nun, rauf mußte ich ja doch, und so lernte ich von unserem Führer den schönen Laut „oh“, wie in „Rache“, dauernd ausstößen, auf den hin ein Kamel sich hinlegt und liegen bleibt. Nach einigem Durcheinander, der Türke hat dafür das schöne Wort „Kalaballik“, war die kleine Karawane geordnet, und langsam ging es der Sonne nach. Über der Kimm lagen die unwahrscheinlichsten Dämmerungsfarben und der Ort lag wie ein grober Schattenriß davor. Vermessen wagte ich zu meinem Begleiter die Bemerkung: „Sehn Sie bloß mal die Farben, genau wie 'ne kolorierte Postkarte“, da kam für diesen Hohn auch schon die Rache des Wüstengeistes. Mein Kamel tat einen größeren Schritt und jagte mir den hinteren Pflöck des Sattels ins Kreuz, daß ich statt der Postkartenfarben das ganze Spektrum sah. Doch allmählich lernten wir auch diesen Gefahren zu entgehen, indem wir uns sanft schaukeln ließen.

Lautlos traten die Tiere Schritt vor Schritt. Nur dann bogen sie leise schnaufend zur Seite, wenn der Kadaver eines Esels oder eines Kamels im Wege lag. Wir waren auf der großen Heerstraße. Zuerst begegneten uns noch Kolomen und einzelne Treiber, die sich eilten, noch nach B. zu kommen; dann waren wir mit der schlafenden Erde allein. Ein feines, dämmerndes Licht liegt über dem Boden, der von unserem 3 m hohen Sitz nicht zu erkennen ist. Nur die Sterne leuchteten; wir haben Neumond. Vor mir schwankt der Kopf des Hedschins als schwarzer Schatten auf und ab. Heimlich leuchtete zur Rechten der große Bär und der Polarstern zeigt mir an, daß der Weg genau nach Westen verfolgt wurde. Am Mitternacht herum hörten wir Hundegebell von links und kurz darauf bog der Führer nach links ab und machte mir klar, daß die Tiere grasen sollten. „Schön; aber wo denn?“ „Hier“, war die Antwort. Ich konnte keine Weide sehen. Als ich aber abstieg und den Boden betastete, fühlte ich ein kurzes, trockenes Gras. Während nun die Tiere fragen, saßen wir, in Mäntel gehüllt, auf einer Decke und teilten brüderlich mit den Treibern Oliven, Käse und Wasser. Was anderes gab es nicht. Die Tiere sahen in dem unsicheren Licht aus wie große Säurier aus der Vorzeit. Seltsam verzerrte das Sternlicht alles. So hatte ich in der Nacht immer das Empfinden gehabt, eine Hügelandschaft um mich zu haben. Erst am Tage sah ich die Täuschung. Vollkommen flaches Land rundum.

Am Nachmittage des nächsten Tages fiel mir bei einer Raft das unsichere Wesen des Führers auf. Auf längeres Drängen hin gestand er mir, daß er nicht weiter wüßte, da er selbst zum ersten Mal diesen Weg machte. Zum Glück ritt nach ungefähr zwei Stunden ein Araber vorbei, der uns anwies, rechtwinkelig nach Norden abzubiegen. Die Auskunft war richtig und gegen Abend sahen wir von einer Höhe aus ein herrliches Bild. Unter uns, in grüne Betten eingebettet, die Gase K. Hinter dem Ort ein breiter Gürtel hoher, schneeweißer Sanddünen und hinter diesen der blaue Streifen des Mittelländischen Meeres. Zwischen doppelt mannshohen Kaktushecken ging es nun in den Ort hinein, den besonders ein Kamerad mit Jubel begrüßte. Ihm war das etwas laugige Wasser aus dem letzten durchquerten Wadi nicht bekommen und so waren ihm die letzten Stunden im Sattel zur Hölle geworden. Von K. aus übernahm ich die Führung, denn unser sog. Führer war hier ebenso Neuling wie ich. Zwischen Sanddünen ging es weiter. Ich hatte mir berechnet, daß wir am Morgen gegen zwei oder drei Uhr am Ziel sein mußten, und richtig machte sich auch um die Zeit die Nähe eines Ortes durch scharfen Stallgeruch und Hundegebell bemerkbar. Aber Häuser waren nicht zu finden. An einzelnen Palmen ging es vorbei, die mir auch ein Zeichen, wenn auch ein unsicheres, für die Nähe des Ortes waren. Aber wieder nichts zu sehen. Da, ein Graben. Gutwillig gehen die Tiere nicht hinüber. Mit aller Macht müssen sie hinüber geschoben werden. Dann noch ein Graben, drei, vier, fünf, sechs hintereinander, bis mir die Sache zu dumm wurde und ich das Jelt aufschlagen ließ, um den Morgen abzuwarten. Als das

Licht kam, standen wir alle und sahen uns erstaunt um. Wo waren wir? Mitten im Hauptquartier. Ein Zufall, daß wir nicht eines der vielen Zelte umgerannt hatten. Man erklärte sich auch die vielen Gräben. Als aber mein

Führer jetzt ankam und selbstgefällig äußerte: „Bin ich nicht ein guter Führer, Effendim?“, da versagte ich ihm die Bestätigung und warf ihn eigenhändig zum Tempel hinaus. (Zensiert Berlin.)

Der amerikanische Soldat.

Von E. Bampe.

(Nachdruck verboten.)

Der amerikanische Soldat als solcher hat in der Weltgeschichte bisher nicht viel von sich zu reden gemacht. Tatsächlich muß die große nordamerikanische Republik als der unmilitärischste Staat bezeichnet werden, wenn man die geringe Friedensstärke seines stehenden Heeres in Betracht zieht. Umfaßt doch die Anzahl der in Dienst stehenden Truppen kaum mehr als 85 000 Mann oder in einzelnen Waffengattungen ausgedrückt: 31 Infanterie-Regimenter, 15 Kavallerie-Regimenter, 6 Feldartillerie-Regimenter und neben den erforderlichen Spezialtruppen ein besonderes Küsten-Artillerie-Korps. Auf die riesigen Fläche dieses gewaltigen Staatenbundes verteilt ist solche Truppenzahl erschwindend zu nennen. In dieser Hinsicht dürfte dann freilich der Anspruch der Vereinigten Staaten, als erste Friedensmacht zu gelten, begründet erscheinen, wenn nicht die zahlreichen kriegerischen Verwicklungen, welche die kurze Geschichte der Union aufweist, dagegen sprächen. Im ersten Jahrhundert seit Bestehen der Union ist Nordamerika der Schauplatz heftigster Kämpfe gewesen. Es ist aber bezeichnend, daß die militärischen Vorbeeren hierbei in erster Linie dem deutschen Element zufallen. Im Kampfe um die Unabhängigkeit ist es der preussische General Steuben gewesen, der Washingtons Heer als Generalinspektor erst organisierte und damit den Grund für die späteren Erfolge legte. Und im Bürgerkriege waren es wieder deutsche Truppen, die den besten Kern der Einzelnen Streitmacht bildeten und ihr den Halt gaben, nach der Niederlage bei Bull Run, bei der die deutsche Brigade Blenker allein noch den Rückzug und die Bundeshauptstadt deckte, sich neu zu formieren und nun zu endlichen Erfolgen gegen die hartnäckig kämpfenden Südstaaten zu schreiten.

In neuerer Zeit treten freilich bei den kriegerischen Verwicklungen der Union die eigentlichen Waffentaten immer mehr in den Hintergrund. Politische Machenschaften und geschickt geführte kaufmännische Geschäfte besorgen den Hauptteil des Krieges. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn damit die Amerikaner zu einem glänzenden Abschluß zu bringen vermögen, als sie es wohl durch Waffentaten erreicht haben würden. So hat sich im vorigen Jahrhundert kein einziger Staat gleichen Ländererwerb anzugliedern vermocht wie die Union!

Auch die letzten kriegerischen Tätigkeiten der Vereinigten Staaten, der Krieg gegen Spanien und die Kämpfe mit Mexiko, sind militärisch belanglos. Die Niederlage Spaniens war von vornherein durch seine Schwäche zur See besiegelt, die Unterwerfung seiner Kolonialtruppen damit nur eine Frage der Zeit. Sie hat immerhin den Vereinigten Staaten genug Schwierigkeiten bereitet und manche großen organisatorischen Mängel des amerikanischen Heerwesens aufgedeckt, die auch nicht Roosevelts allzulaute Lobreden auf seine Raubreiter verschleiern konnten. Die gleiche Unfähigkeit des amerikanischen Heerwesens zu einer schnellen militärischen Unternehmung größeren Umfangs trat auch bei den Kämpfen mit Mexiko wieder zu Tage, in denen die Einnahme von Veracruz wohl als eine Heldentat, die paar dabei gefallenen amerikanischen Soldaten als wahrer Märtyrer gefeiert wurden, militärische Leistungen aber ausblieben. Vornehmlich mangelte es diesmal an den nötigen Freiwilligen, die bei der militärischen Organisation der Vereinigten Staaten zu solchen Kriegsunternehmungen unbedingt erforderlich sind.

Das läßt uns einen Blick auf die Gliederung des amerikanischen Heerwesens selbst werfen. Tatsächlich sieht die Union eine Verstärkung seiner Heeresteile durch Freiwillige in Kriegszeiten vor, da das stehende Heer durch seine Zersplitterung in etwa hundert räumlich weit getrennte Garnisonen, meistens kleine Forts, zu einer einheitlichen Verwendung gar nicht in Betracht kommen kann. Es bildet in Kriegszeiten nur die Kader, um die sich neben den Freiwilligen außerdem die Masse der Milizen gruppieren soll. Diese Milizen zerfallen in organisierte und unorganisierte. Die ersteren, auch National-Garde benannt, verpflichten sich zu einer Beteiligung von 24 Exerzierübungen und einer fünf- bis zehntägigen Felddienstübung im Jahr, bei einer Dienstpflicht von drei Jahren, und werden in dieser Zeit entsprechend notdürftig ausgebildet. Ihre Zahl wird auf 112 000 Mann geschätzt. Die unorganisierte Miliz ist nichts weiter als die eigentliche Volksreserve aller körperlich tauglichen Männer im Alter von 18—45 Jahren, auf die durch einen besonderen Beschluß des Kongresses zurückgegriffen werden kann.

Das stehende Heer selbst setzt sich aus angeworbenen Leuten im Alter von 18—30 Jahren zusammen, die für eine siebenjährige Dienstzeit verpflichtet sind. Nach vier Jahren aktivem Dienst können sie den Rest ihrer Dienstzeit jedoch in Reserve verbringen und erhalten dann nur geringere Vergütung. Man muß aber zugeben, daß sich die Vereinigten Staaten ihr kleines Friedensheer reichlich Geld kosten lassen. So ist die Ausrüstung der Truppe, die wie die Felduniform der des englischen Soldaten sehr gleicht, eine recht gute. Auch die Gehälter für das stehende Heer sind sehr reichlich bemessen. Bekommt doch ein Major an 1000 Mark, ein Hauptmann fast 800, ein Leutnant etwa 500, der ältere Unteroffizier 120, der Gemeine schließlich 60 Mark im Monat Gehalt.

Die Gliederung der einzelnen Waffengattungen entspricht fast durchweg dem Muster des deutschen Heeres, doch bildet die höchste Einheit nicht das Korps, sondern die Division. Zwei Divisionen stellen bereits eine Feldarmee dar, was für die Größe der militärischen Unternehmungen bezeichnend ist. Als Eigentümlichkeit wäre noch zu erwähnen, daß entsprechend der hohen Bedeutung der Religion im sozialen Leben der Vereinigten Staaten jedes Regiment seinen eigenen Feldgeistlichen besitzt. Auch wird dem Sanitätsdienst besondere Bedeutung zugemessen, indem jedem Regiment eine Sanitätsabteilung von mehreren Ärzten und einer größeren Anzahl Personal zugeteilt ist.

Eine ganz besonders hervortretende Rolle spielt im militärischen Leben der Vereinigten Staaten die Militärakademie von West-Point, in der die praktische und theoretische Ausbildung der Kadetten zum Offizier betrieben wird. Neben diesem Teil rekrutiert sich das amerikanische Offizierskorps aber noch aus gedienten Unteroffizieren, sowie Mitgliedern der organisierten Miliz. Die Kadettenschule von West-Point umfaßt 500 Zöglinge aus allen Teilen der Republik. Eine Stelle dort gilt als besondere Vergünstigung, da jedem Kongressgebiet nur eine zur Besetzung zusteht und über sie das betreffende Mitglied des Kongresses zu verfügen hat. Die Ausbildung in der Kadettenschule beschränkt sich denn auch keineswegs auf militärische Fächer, sondern wird von Professoren geleitet und erstreckt sich über sämt-

liche praktischen Wissenschaften, wie Mathematik, Chemie, Philosophie und Gelehrwesen. Eine große Anzahl tüchtiger Gelehrter der Union sind aus ihr hervorgegangen. Auch die von den Amerikanern in den letzten Jahrzehnten bewiesene große Fertigkeit in der technischen Vervollkommnung der Waffen steht damit in Zusammenhang. Zur weiteren Ausbildung der Offiziere gibt es dann noch eine Reiter-, Infanterie-, Artillerie- und Kavallerieschule, sowie eine Kriegsakademie in Washington.

Dieser allgemeine Überblick über das amerikanische Heerwesen zeigt wohl ein gewisses Interesse der amerikanischen Bürger für ihre militärischen Einrichtungen, läßt aber doch ganz den tiefen Ernst vernützen, der für jedermann unter uns mit dem Heeresdienst untrennbar verbunden ist. Für uns ist eben das Heer eine Daseinsbedingung, der Krieg ein Daseinskampf, für den Amerikaner aber bedeutet das gleiche nur: einen Beruf und ein Geschäft!

Darum.

Warum ich dir mit nimmermüden Händen
Das liebe, weiche, braune Haar durchstreich?
Warum ich ständig möchte von dir wenden
Das kleinste Leid — es lachend dir verschweige.

Und wenn du einmal ganz für dich allein
An schwere Kämpfe denkst, die längst vergangen —

Warum schmiege ich mich dann so innig ein,
Und küsse dir die schmalen, braunen Wangen?

Und daß ich immer mehr dir möchte geben
An Sonnenschein und grenzenlosem Lieben — — —?
Mir tun die Runen weh — die dir das Leben
Um meinewillen auf die Stirn geschrieben.

Elfe Sparwaffer.

Campel.

Eine tragikomische Ostergeschichte von **Wilb Scharrelmann.**

(Nachdruck verboten)

Campel war ein gewöhnlicher Feldhase mit graubraunem Fell, Ohren und Läusen von der üblichen Farbe, großen schwarzbraunen Augen und der weißen Anschuldsblume, die alle Hasen, wenn auch nicht im Knopfloch, tragen.

Er war ein Spätling aus dem vergangenen Sommer und darum kleiner und schwächer geblieben, als Hasen sonst im Frühjahr zu sein pflegen. Blutsbrüder besaß er keine, denn wenige Wochen nach seiner Geburt war die Mähmaschine eines Bauern über die Wiese und Mutter Campels Kinderstube hinweggegangen, und wenn nicht der kleine Campel wie durch ein Wunder vor den scharfen Messern der Maschine bewahrt geblieben wäre, — er hatte sich bei seiner geringen Größe in eine Furche gedrückt — so wäre heute von ihm überhaupt nicht die Rede. Ein Andenken an dieses Ereignis hatte er aber doch behalten: die Maschine hatte ihm die Spitzen beider Ohren skalpiert und ein Stück aus dem Fell seines Rückens heimtückisch mitgenommen. Überhaupt war Campel seit diesem Unglückstage die Empfindung nicht wieder losgeworden, daß das ganze Leben in der Kunst bestände, den Gemeinheiten, infamen Tücken und Bosheiten anderer aus dem Wege zu gehen! Unter steter Furcht, erschossen, erjagt, von den Zähnen der Hunde zu Tode gebissen, lebendig oder tot verspeißt, von Raubtier- oder Menschenzähnen zermalmt zu werden, was schließlich auf dasselbe hinauskam, war der Herbst vergangen. Jeder Morgen, der über die Felder seiner Heimat emporstieg, begann mit Herzklopfen, tödlicher Angst und steter Fluchtbereitschaft, und wenn der Abend da war, so hatte der Tag keinerlei Abwechslung in dieses einformige Programm gebracht. Dann begann der Winter, und die Furcht der vergangenen Tage verwandelte sich in die bleiche Angst des Hungers. Nebeldunkle, schneeverfüllte Wintertage kamen, und Campel, der das einsamste Revier der ganzen Gegend aufgesucht hatte, wurde mager wie ein Asket. Wenn nicht das kleine Gärtchen des Bahnwärters gewesen wäre, der in winterlicher Ode mit seiner Familie in dem kleinen Häuschen verlassen am Bahnhofe hauste, wäre es wirklich mitunter nicht zum Überwinden gewesen. Dort stand der Kohl bei dem härtesten Frost knusprig frisch unter dem Schnee, und Campel brachte bei seinen Mahlzeiten dort nicht einmal ein besonders wachsam Auge zu haben. Im weiten Umkreise wohnt sonst niemand in der öden Gegend,

außer dem Heidebauer, der zwei Büchenschiffe entfernt drüben bei dem Fuhrentamp seine einsame Kate bewohnte.

Es war um die Osterzeit.

Mit Regen und warmen Winden, blühenden Birken und ersten jungen Graspitzen war der Frühling gekommen und hatte bessere Tage gebracht.

Campel hatte ein Lager unter den überhängenden Zweigen einer alten Kiefer bezogen, nicht weit von der Stelle entfernt, wo der Weg von den Äckern in die weite Heide abbog, die noch dunkel und naß unter dem trüben Frühlingshimmel lag. Es war eine einfache Mulde im Erdboden, auf einer sandigen, etwas erhöhten Stelle, wo er gemächlich Ausschau halten konnte nach allen Seiten und das Wasser beim Regen leicht abließ und der sandige Boden sich ziemlich trocken hielt.

Dort saß er eines Abends und wartete auf die Dunkelheit. Vor einer Viertelstunde war der Wagen des Heidebauern mit den beiden mageren Kühen davor mit einer Fuhre Mist vorübergefahren, die der Alte jetzt dort drüben auf dem Sturzacker ablad. Das Gefährt mußte gleich zurückkommen. Dann war die Luft rein und Campel konnte sich ungestört auf den Roggenacker begeben, der wie ein zartgrüner Teppich zwischen dem ungepflügten Lande lag.

Campel konnte warten. Er lag unbeweglich und still. Plötzlich hörte er ein leises Geräusch. Er spitzte seine vom Schicksal gestutzten Ohren, horchte und blickte sich um.

Es war ein fremder Hase.

Campel hatte den ganzen Winter in Einsamkeit verbracht und freute sich wie ein König, daß er Besuch bekam. Er machte ein Männchen und sagte: Nimm Dich in acht! da drüben —

Na, sagte der Fremde, der ein alter Rammler war, ich werde doch vor dem Mistwagen nicht bange sein!

Es hat allerdings nicht viel zu bedeuten, entgegnete Campel. Es ist der Heidebauer. Ich kenne ihn. Er wohnt dort drüben in dem Hause am Fuhrentamp.

Also! sagte der Rammler frech und setzte sich Campel gegenüber, warum tust Du denn so wichtig damit?

Die Zurechtweisung beschämte Campel, verwirrte ihn und machte ihn unglücklich. Er hatte doch nur zuvor-kommend sein wollen.

Ein gutes Revier hier? fragte der Rammler.

Na, es aeht. Immerhin wars im Winter schmal genug. Wenn das Wetter so anhält, kann ich bald Spinat haben.

Aber wie siehst Du denn aus?

Wieso? fragte Lampel zurück.

Nun, Deine Ohren.

Ach, sagte Lampel und schämte sich wieder. Das ist in meiner Jugend passiert.

Also kürzlich! sagte der Alte und warf ihm einen höhnischen Blick zu.

Nun, nun! stotterte Lampel. Ich erinnere mich allerdings noch genau.

Also! wiederholte der Kammler und lächelte mit deutlicher Verachtung in seiner Miene.

Die Nähmaschine! flüsterte Lampel entschuldigend und wagte kein Wort weiter zu sagen. Er fühlte sich so gedemüthigt und unglücklich. Wie selbstbewußt der Fremde war! und wie flug!

Wer hat Dir den Rücken geschunden? examinierte der Alte weiter. Und Lampel fühlte, mit welcher Geringschätzung er ihn bei diesen Worten musterte.

Das alles geschah in einem Augenblicke! antwortete Lampel demüthig. Die Nähmaschine, Du weißt ja!

Mit unerkennbarer Schadenfreude sah der alte Kammler auf den jungen Hasen herab. Der konnte als Rivale wirklich nicht in Betracht kommen. Mit den abgeschnittenen Ohren und dem geschundenen Rücken würde er bei keiner Häsin Glück haben! und unverzeihlich dumm war er auch! polizeiwidrig dumm. Hatte er ihn nicht vorhin vor dem alten Mistkarren warnen wollen? — Den wollte er anschnieren, daß es eine Freude sein sollte.

Gibt es junge Häsinnen hier im Revier? fragte er lästern und machte ein strenges Gesicht.

Ich glaube nicht, sagte Lampel, verwirrt durch die Frage. Ich habe hier noch keine gesehen. Vielleicht ist es wirklich zu einsam hier für mich.

Ach, dachte der Kammler, Du Narr! Dann entgegnete er: Na, was nicht ist, kann ja bald werden. Ich werde mein Möglichstes für Dich tun. Aber ich habe eine Bedingung!

Eine Bedingung? fragte Lampel gespannt und entzückt über die plötzliche Leutseligkeit des Alten.

Du mußt Deine Sache zu Ostern gut machen!

Welche Sache? fragte Lampel.

Nun, die Ostereier!

Ostereier?

Allerdings, die Ostereier! beharrte der Alte.

Was sind denn das?

Weißt Du wirklich nicht, was ich meine? fragte der alte Kammler streng.

In der That — nein — ich besinne mich nicht, jemals —

Unglaublich! sagte der Alte. Das sind die Eier, mein Sohn, die die Hasen in der Nacht auf Ostern in den Gärten ihrer Reviere zu legen haben. Morgen ist Ostern und ich erwarte von Dir, daß Du Deine Pflicht nicht versäumst, sonst —

Er sah den jungen Hasen mit einem bösen Blicke an.

Ein Schrecken durchfuhr den armen Lampel.

Er wußte wohl, daß die Rebhühner Eier legten, die Feldlerchen und die Birkhühner. Aber daß auch ein Hase das Eierlegen verstehen müsse, hatte er bisher niemals erfahren.

Wirklich? stammelte er tonlos, ganz erfüllt von dem Gefühl seines Uvermögens.

Die Eier müssen gelegt werden! sagte der alte Kammler mit aller Bestimmtheit, und es wäre eine Schande, wenn Du dem durch langjährige Traditionen geheiligten Brauch nicht nachkämfst. Auf eine Häsin brauchst Du zum mindesten niemals zu rechnen. Du würdest jedes Ansehen für immer verloren haben.

Aber, sagte Lampel und wagte im Gefühl seiner Nichtswürdigkeit und Unerfahrenheit kaum aufzublicken, wie soll ich es anfangen? Ich verstehe die Kunst wirklich nicht, und es würde mir peinlich sein, meinen Pflichten nicht nachkommen zu können.

Nun, die Sache ist ja nicht ganz einfach, aber nicht so schwer, wie Du denkst, entgegnete der alte Kammler

mit boshaftem Blick. Höre zu. An der Anleitung soll es nicht fehlen.

Lampel spitzte die Ohren.

Morgen Nachmittag mußt Du eine reichliche Mahlzeit zu Dir nehmen. Am besten Spinat, schaltete er boshaft ein, der dann vielleicht schon soweit gediehen ist. Am Abend begibst Du Dich an Ort und Stelle, umkreist den Platz siebenmal — hörst Du, siebenmal, Klopft dreimal mit der Blume die Erde, sehest Dich hin und wartest der Dinge, die da kommen werden. Zuweilen kannst Du durch vorsichtiges Drücken ein wenig nachhelfen. Aber vorsichtig, sage ich Dir! Natürlich darfst Du die Geduld nicht verlieren! und regungslos stillstehen dabei! Wenn Du aber alle Bedingungen erfüllst, so ist die Sache bald erledigt. Glatt! sage ich Dir.

Danke! sagte Lampel, danke! es hört sich ja ganz einfach an. Vielleicht wird es mir gelingen!

Gewiß wird es Dir gelingen! rief der Alte, der sich durch den Mistwagen, der jetzt bei der tiefer und tiefer sinkenden Dunkelheit wieder über den Feldweg nach Hause polterte, nicht im geringsten stören ließ. Es muß Dir gelingen! Du mußt Dir nur die nötige Mühe geben. Wiesviel Hänsen hast Du in Deinem Revier?

Eigentlich nur eins! sagte Lampel. Der Bahnwärter drüben an der Bahn. Dem der Heidebauer gehört streng genommen schon über die Grenze.

Ha! der Bahnwärter Kinder? fragte der Alte.

Ja, vier, bestätigte Lampel beklommen.

So hast Du ein Duzend Ostereier zu legen, entgegnete der Kammler. Das ist das mindeste. Für jedes Kind drei. Das ist das wenigste überhaupt, was Du den Leuten bieten kannst. Ich werde um Mitternacht kommen und nachsehen, ob Du Deine Pflicht erfüllt hast!

Mit diesen Worten nahm er Abschied und verschwand in der Richtung auf die Heide hin.

In der Osternacht saß Lampel vor Furcht zitternd in der Nähe des Wärterhäuschens. Die Signallaternen auf dem Bahnsteige leuchteten in der klaren Nacht, und Lampel getraute sich lange nicht in den Garten. Sein Hasenherz klopfte. Wie sollte es werden, wenn er nun keine Eier zu Wege brachte? Würde es nicht eine unauslöschliche Blamage sein, wenn der Alte kam und nachsah und den Garten leer fand?

Er richtete sich auf und näherte sich in langsamen Sprüngen dem Garten. Auf den sauber gehackten Rabatten blühten schon Schneeglöckchen und Krokus. Unter dem Springengesträuch, an dem schon die Knospen zu schwellen begannen, hockte er sich nieder. Siebenmal umkreiste er den Platz, dreimal klopfte er mit der Blume die Erde. Herz klopfend begab er sich ans Werk.

Er saß eine Stunde, er saß zwei Stunden. Aber so viel Mühe er sich auch gab — es kam kein Ei zum Vorschein. Zuletzt gab er es auf. Tiefe Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt.

Keine Häsin würde ihn je gnädig ansehen, und den Frühlingwind, der so weich und lau über die Felder ging, würde in keinem Herzen die Flammen der Liebe für den armen Lampel anzünden!

Langsam strich er durch den Obstgarten ab, in dem die jungen Bäume mit schiefgewekten Stämmchen ihre Kronen louschend über die Erde bogen, als dränge von da unten ein zärtliches Klüffern zu ihnen herauf, das auch ihre Knospen sehnsüchtig schwellen ließ. Hier hatte er noch vorraestern die süße Rinde an den Bäumen benagt, froh und selbstzufrieden. Das war nun dahin, unwiederbringlich dahin, nie konnte er wieder froh werden.

Ob er es noch einmal versuchte? Nein, er hatte die Hoffnung aufgegeben, endgültig. Er war ein Unglückshase, ein Enterbter des Glücks, ein Unfähiger, ein Elender, den das Schicksal in seiner Jugend gezeichnet!

Schweremüthig, ohne noch einmal umzublicken, machte er sich fort. Als er die beiden Pyramidenbäumchen passierte, spürte er plötzlich einen scharfen reißenden Schmerz am Halse. Etwas schneidend Scharfes schnurte sich ihm um